

Verena D. Eulenthal

Der Süßspecht muss sterben

Ein Wien-Krimi

© 2021 Verena D. Eulenthal

Verlag: myMorawa von Dataform Media GmbH, Wien
www.mymorawa.com

ISBN:

Paperback: 978-3-99125-579-6

Hardcover: 978-3-99125-580-2

E-Book: 978-3-99125-589-5



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Mein Dank an alle, die mich bis hierher begleitet haben.

„In der Wahl seiner Feinde kann man gar nicht vorsichtig genug sein“

Oscar Wilde

Kapitel 1

Der Montag begann unspektakulär. Ich fand ewig nicht aus den Federn, brach zu spät von zu Hause auf und traf jenseits jeder erlaubten Gleitzeit am Institut ein. Ich würde mich nicht als Morgenmensch bezeichnen und bei der seit Wochen herrschenden Bullenhitze war an Schlaf vor den frühen Morgenstunden nun mal nicht zu denken. Schon jetzt verschwitzt stürmte ich um 9.10 Uhr aus dem altersschwachen Aufzug in den bereits menschenleeren Gang im vierten Stock. Dort fing mich mein Chef Leo Trübinger ab, dessen Büro ich auf dem Weg zu meinem blöderweise passieren muss.

Unter uns: ich argwöhne, dass Trübinger sich jeden Morgen hinter seiner Bürotür auf die Lauer legt und aufs Stichwort auftritt, sobald er meinen energischen Schritt um die Ecke klappern hört. Seine schütteten, verdächtig schwarzen Haare klebten in dünnen Kringeln auf der schweißglänzenden Stirn und verliehen ihm zusammen mit dem lächerlich dünnen Oberlippenswärtchen ein wenig das Aussehen eines Hercule Poirot für Arme. Sein Gesicht war krebsrot, was nicht allzu ungewöhnlich für ihn ist. Jedoch hatte ich im Laufe der Jahre unserer Zusammenarbeit die verschiedenen Farbnuancen voneinander zu unterscheiden gelernt. Dieses leicht ins brombeerfarben gehende Rot ließ zweifellos auf heftigen Zorn schließen und verhieß Ärger.

„Es ist zwölf Minuten nach 9.00 Uhr!“ donnerte er, ohne meine appetitliche Erscheinung im apfelgrünen, schmalgeschnittenen Kleid mit großzügigem Ausschnitt und den farblich passenden Sandalen auch nur eines Blickes zu würdigen. Dabei reckte er seinen massigen Körper so hoch wie möglich, jedoch vergebens, denn ich verfüge über extra lange Beine und eine Modelgröße von einem Meter dreundachtzig, und zwar ohne meine gern getragenen High Heels.

Trübinger erweckte daher die Assoziation eines verfetteten Mopses, der eine Birke ankläffte. Offenbar war er sich dieses Bildes selbst schmerhaft bewusst und ärgerte sich darüber gleich doppelt.

„Herzlichen Dank für die Auskunft,“ antwortete ich betont freundlich, „wenn ich Sie nicht hätte, müsste ich mir glatt eine Uhr kaufen!“

„Sie wissen, dass 9.00 Uhr der späteste Zeitpunkt ist, um in diesem Hause die Arbeit aufzunehmen! Und ich sehe Ihnen jeden Tag zu, wie Sie rund eine Viertelstunde zu spät provozierend hier rein stöckeln! Ich weiß, Sie machen das absichtlich! Sie wollen mich vor meinen Mitarbeitern desavouieren, meine Autorität untergraben!“

Dem guten Mann war ein gewisser Hang zur Paranoia nicht abzusprechen. Ich verlieh meinem Gesicht einen angemessen betroffenen Ausdruck.

„Sie haben Recht, Leo. Ich will Sie im ganzen Institut lächerlich machen, kein anderes Ziel habe ich in meinem kleinen traurigen Leben! Aber falls es sonst keine Neuigkeiten von Ihrer Seite gibt, würde ich jetzt gern mit meiner Arbeit beginnen!“

Damit machte ich einen eleganten Bogen um ihn und klapperte, so rasch es meine apfelgrünen Riemchensandalen erlaubten, über die grauen Steinfliesen auf mein Büro zu.

Seinen wütenden Blick und sein empörtes Schnaufen im Rücken sperrte ich die Tür zu meinem Zimmer auf. „Dr. Elena Frohsinn“ stand mit weißen Plastikbuchstaben auf dem Schild daneben.

„Nett“, dachte ich, „dass sie mir den Titel an die Tür ge pinnt haben. Da kann ich wenigstens nicht vergessen, dass ich irgendwann mal eine interessante Karriere vor mir gehabt hatte. Wenn ich bloß mit neunzehn gewusst hätte, wie unendlich öde das bürgerliche Leben ist, wer weiß, wie ich mich entschieden hätte! Vielleicht wäre ich in meinem damaligen Berufszweig mittlerweile berühmt geworden!“

„Oder tot, du dumme Gans. Oder in einer Anstalt. Oder im Gefängnis. Du hattest doch in Wahrheit gar keine Wahl!“ rief ich mich in der nächsten Sekunde selbst energisch zur Ordnung.

„Schon gut, bin ja schon still!“

Ich beendete die fruchtlose Diskussion mit mir selbst und sperrte energisch die Türe auf.

Sie müssen sich das so vorstellen: seit sieben Jahren arbeite ich im „Unabhängigen Institut für grenzüberschreitende Zusammenarbeit (UIGZ)“. Dieses Institut wird vom Staat gesponsert und ist ungefähr so unabhängig wie eine Wohnungskatze vom Dosenöffner ihres Frauchens. Klar kann sich so eine Mieze am Morgen furchtbar über besagtes Frauchen ärgern und das Futter verweigern. Abends wird sie hungrig genug sein, ihrem Menschen schon an der Tür begeistert entgegen zu laufen. Das gleiche gilt für unser Institut.

Ursprünglich in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts als politisch eher linke Einrichtung gegründet, sah es die Regierungen kommen und gehen. Heute besteht unser einziger politischer Anspruch darin, von wo auch immer genug Kohle für unser Überleben zu kriegen. Unsere Tätigkeit liegt, wie der Name schon vermuten lässt, in der Erforschung grenzüberschreitender Zusammenhänge. Ein mehr als dehnbarer Begriff. Früher war damit eine Zusammenarbeit mit unseren Nachbarländern gemeint, jetzt fällt darunter so ziemlich jeder Kontakt, den man knüpfen kann, wenn man die Landesgrenzen überschreitet. Und es ist beileibe nicht mehr bloß der Nachbar, mit dem es da klappen kann.

So habe ich zu Beginn meiner Tätigkeit hier längere Zeit eine sehr interessante Studie betreut, wie sich der übermäßige Alkoholkonsum auf die gesellschaftliche Entwicklung der nächsten 100 Jahre in Russland auswirken wird. Leider musste diese Studie abgebrochen werden, als eine Regie-

rung mit konservativer Richtung das Ruder im Land übernahm. Diese füttert uns, um beim Katzenvergleich zu bleiben, höchstens einmal pro Tag und für Extravaganz wie ein Stoffmäuschen oder interessante Studien bleibt da kein Raum mehr.

Außerdem hat sich unsere Tätigkeit in den letzten Jahren auf sonderbare Weise verändert. Wir verfassen immer weniger Studien, Artikel und Aufsätze für Tagungen oder Fachzeitungen. Dafür machen wir immer mehr, wie mein um große Worte nie verlegener Chef Leo Trübinger es einmal ausdrückte, gelebte Praxis. Soll heißen, dass sich eine wachsende Zahl von Ministern von uns ihre Auslandsreisen organisieren lässt und uns für diese Tätigkeit ein Zusatzeinkommen gönnt.

Der Grund dafür ist einfach. Der Finanzminister hat seinen Kollegen wie dem ganzen Land einen äußerst unangenehmen Sparkurs verordnet. Er sieht es daher gar nicht gern, wenn z.B. der Gesundheitsminister mit großer Entourage zu einer Dienstreise auf die Malediven gondelt, um dort wichtige Fragen wie den Unterschied zwischen der europäischen und der asiatischen Jugendakne zu erörtern. Will nun aber der arme Gesundheitsminister, der sich doch sonst nichts gönnt, die öffentlich gesponserte Reise dennoch unternehmen, erklärt er sie flugs zu einer Sache der „grenzüberschreitenden Zusammenarbeit“. Rasch noch ein paar veraltete Gerätschaften als Entwicklungshilfe eingepackt und keiner wird ihm mehr im Wege stehen!

Seither befasse ich mich immer wenig mit Studien und theoretischen Ansätzen, dafür aber umso mehr mit dem Buchen von Hotelzimmern und Organisieren von Mietwagen. Und natürlich mit den Speisefolgen von Arbeitsessen und den Destinationen von Ausflügen. Von Arbeitsausflügen natürlich, was dachten Sie denn? Manchmal darf ich wenigstens selbst mitfahren, meist reklamiert sich jedoch mein

feister Chef Trübinger hinein und für zwei reicht das kärgliche Budget nicht. Daher gibt's für mich jetzt vorwiegend Sekretärinnentätigkeit zu besorgen und es vergeht kaum ein Tag, an dem ich keine gröbere Sinnkrise inklusive Wutanfall kriege und die Stellenannoncen im Internet durchackere. Leider sind Jobangebote für Slawistinnen, die den Fehler begangen haben, ihre universitäre Laufbahn zu verlassen, nicht gerade dicht gesät.

Dies nur, damit Sie sich für den Anfang ein ungefähres Bild von meinem deprimierenden Leben machen können. Oder sagen wir mal, von meinem deprimierenden Berufsleben, denn von meinem noch viel traumatischeren Privatleben will ich jetzt gar nicht erst anfangen!

Zur Untermauerung unserer Unabhängigkeit dürfen wir seit unserer Gründung die obersten Räume im Energieministerium für das UIGZ ohne Miete benutzen. Ich muss wohl nicht erwähnen, dass diese Räume in dem historischen Gebäude eher unbeliebt sind. Im Sommer knallt die Hitze durchs Dach und im Winter pfeift ein eisiger Wind durch die undichten Fenster.

Unsere Personalausstattung ist im Übrigen nicht gerade üppig. Neben Dr. Leo Trübinger, unserem Leiter, bin ich die zweite Akademikerin. Trübinger wurde übrigens vom Vorgänger unseres jetzigen Energieministers in sein Amt bestellt – wir mutieren zusehends zum Appendix dieses Ministeriums. Dann haben wir noch unseren Sachbearbeiter Sebastian Moser, der gerade ausgiebig auf Urlaub weilt und die beiden Sekretärinnen Elvira Schulz und Regina Preisel.

Ich betrat den engen kleinen Büraum, warf den Schlüssel, die Morgenzeitung und meine Handtasche auf den Besucherstuhl und startete meinen Computer. Die Sonne brannte durch das einzige Fenster, es war heiß und stickig. Jeden Morgen bin ich aufs Neue perplex, welchen Geruch dieses Büro über eine einzige Nacht freisetzt. Es riecht nach vergammelten Akten, Staub und alten Schränken. Dabei

hatte ich bei meinem Einzug all die Tonnen alten Papiers, die mein fleißiger Vorgänger akribisch und nach einem ihm allein bekannten System abgelegt hatte, eigenhändig ins Altpapier geworfen.

Leo Trübinger hatte damals furchtbar über meinen Wegwerf-Tick genörgelt. Ich aber fand, dass Akten, die seit zehn Jahren in einer Schranckecke unangetastet vor sich hin moderten, keine wirklich wichtigen Dokumente sein konnten. Und siehe da: keinem einzigen Menschen sind die Papiere seither je abgegangen. Kurz: das Zeug ist weg, der Geruch geblieben, er dürfte sich in die Mauern gefressen haben. Ich mutmaße, dass nur eine Sprengung mit anschließendem gänzlichen Abriss des Gebäudes zu seinem Verschwinden führen würde.

Ich stieß das Fenster auf. Langsam waberte mir der intensive Geruch von heißem Speisefett um die Nase. Ein Blick auf den Menüplan an meiner Pinnwand bestätigte mir, dass es heute, Montag, in der Cafeteria des Energieministeriums Wiener Schnitzel mit Pommes geben würde. Unnötig zu erwähnen, dass ich Glückskind mein Fenster drei Stockwerke direkt über der Werksküche habe. Ich durfte mich also jeden Morgen aufs Neue entscheiden, ob ich mich vom Aktenmief oder von den Essensdämpfen erfreuen lassen wollte.

Mittlerweile war mein PC hochgefahren und ich wandte mich zunächst meinen eingetroffenen E-Mails zu. Die vier geschäftlichen streifte ich zuerst mit einem Blick, sie waren nicht weiter interessant. Unsere offenbar irre Sekretärin Elvira Schulz hatte mit dem Adressatenkreis „an alle“ ein Sofa zum Verkauf annonciert. Ich öffnete das Attachment aus reiner Neugierde und starrte auf ein abgeschabtes Riesenmonster in grün-grau-braunem Acetyl-Ethylen. Würde ich ein solches Sofa besitzen, so würde ich wohl jeden, der es je gesehen hat, mit hohem Schweigegeld bestechen. Oder zur Sicherheit gleich ganz zum Schweigen bringen. Frau

Schulz aus dem Sekretariat wollte hingegen offenbar ihren schlechten Geschmack mit allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern unseres Instituts teilen.

Nachdem ich einige private E-Mails ausführlich beantwortet und Kaffee mit viel Milchschaum aus der Küche geholt hatte, konnte ich es nicht länger vermeiden, mit meinem derzeitigen Projekt fortzufahren. Seufzend rückte ich meinen Stuhl zurecht, setzte meine riesige Computerbrille Marke Schleiereule auf und klickte auf ein Dokument namens *Nigeria.doc*. Es öffnete sich und gab meinen gelangweilten Blicken in dicken Lettern die Überschrift

„Besuch des Herrn Energieministers Dr. Alfred Meixner in Nigeria von 1. bis 5. September 2000“

in der Schriftart Arial, Schriftgröße 12, Blocksatz, frei (Freche Individualisten, die z.B. Schriftgröße 11 verwenden, sind in unserem Institut unerwünscht. Da könnte ja wirklich jeder kommen und sich Extrawürste braten!).

Wie aufs Stichwort läutete mein Telefon. Ohne sich mit Grußworten zu belasten, bellte mein Chef Trübinger in den Hörer.

„Vergessen Sie nicht, das Besuchsprogramm für Nigeria muss morgen fertig sein! Dr. Heintl will es um 17.30 Uhr mit Ihnen besprechen!“

„Dann wird es morgen um 17.30 Uhr fertig sein!“

Er grunzte nur und legte auf.

„Du mich auch!“ knurrte ich, während ich den Hörer nachdrücklich auf die Gabel legte – oder eher schmiss, ich geb's ja zu.

Der persönliche Assistent des Herrn Energieministers, Dr. Heinz Heintl, auch genannt „der Süßspecht“, war einer meiner speziellen Lieblinge in diesem Haus. Auf meiner persönlichen und natürlich streng subjektiven Beliebtheits-skala rangierte er noch etliche Stufen unter Leo Trübinger, was tatsächlich etwas heißen will! Und natürlich hatte der

miese Kerl den Zeitpunkt für unser Treffen mal wieder so angesetzt, dass sich niemand von der Belegschaft mehr im Ministerbüro aufhalten würde. Zumal im Hochsommer und bei diesem Wetter!

Er hatte mir bereits bei unserem letzten Telefonat vergangenen Freitag in seinem idiotisch singenden Dialekt erklärt, er werde seine Drohungen wahr machen, wenn ich ihm nicht spätestens morgen ein wirklich gutes Angebot unterbreiten würde. Ein wirklich gutes Angebot, diese miese Kröte! Ich spürte, wie sich mein Solar Plexus vor Wut und aufsteigender Panik zusammenzog und schob den unangenehmen Gedanken mit Gewalt beiseite. Mit der schleimigen Type Heintl würde ich schon fertig werden. Unter meiner Hand hatten ganz andere Männer um Gnade gewinselt. Zwar war das mittlerweile über 20 Jahre her, aber gelernt ist gelernt.

Zumindest mit der Fertigstellung des Programms bis morgen würde ich keine Probleme haben. Ich hatte schon einige Vorarbeit geleistet, auch wenn ich, wie immer mit der eigentlichen Arbeit, bis zum letzten Abdruck gewartet hatte. Um nichts in der Welt wollte ich mich auch noch in meiner beruflichen Kompetenz angreifbar machen. Die besondere Wertschätzung Minister Meixners für meine Arbeit und meine extralangen Beine - vielleicht auch in umgekehrter Reihenfolge - war ein Trumpf, den ich nicht verspielen durfte.

Konzentriert begann ich in die Tasten zu klopfen.

Kapitel 2

Das Kind mit dem kurzgeschorenen, flaumweichen Haar und den riesigen dunklen, melancholischen Augen. Das Kind, das sich vor allen Fremden fürchtet und am liebsten hinter dem breiten Rücken der Mutter versteckt.

Das Kind, das alle immer nur das Kind nennen.

„Schneidet man das Haar kurz, wächst es voller und fester nach“, doziert die Großmutter.

Sie fragt sich, wie das Haar voller und fester nachwachsen kann, wenn es doch immer gleich abgeschnitten wird, sobald sich erste schüchterne Locken bilden. Sie hätte für ihr Leben gern auch mal so lange wippende Zöpfe wie die anderen Mädchen im Kindergarten.

„Das Kind ist so ängstlich. Wenn die Kindergartentante aufs Klo geht, läuft sie ihr nach, um nicht mit den anderen Kindern allein sein zu müssen“, ätzt die Mutter.

„Nie lacht das Kind oder lächelt wenigstens. Warum kann es kein fröhliches Kind sein wie ihre Cousine mit den strahlenden blauen Augen?“, seufzt die Großmutter.

„Das Kind ist so muffig und eigenbrötlerisch, man kann im Grunde nichts mit ihm anfangen“, stellt Herbert fest, der Mann, den die Mutter eines Tages mit nach Hause gebracht hat, nachdem der Vater schon seit einiger Zeit nicht mehr nach Hause gekommen ist.

Sie mag den neuen Mann der Mutter nicht.

„Wo ist Vati?“

„Dein Erzeuger kommt nicht mehr!“

„Warum nicht?“

„Dein Erzeuger hat eine neue Frau!“

Der Blick der Mutter lässt sie verstummen. Sie ist vier Jahre alt und will Liebe und Zuwendung, Kuscheln und gemeinsam Baden.

„Häng doch nicht ständig an mir wie eine Klette“; sagt die Mutter in scharfem Ton und schiebt sie ungeduldig von ihrem Schoß.

„Kannst du nicht mal ein paar Minuten alleine spielen, wenn sich die Erwachsenen unterhalten wollen?“ klagt die Großmutter und wendet sich wieder ihren Gästen zu.

Sie muss oft allein spielen, weil sich die Erwachsenen unterhalten wollen. Kinderprogramm ist nicht.

Alle paar Wochen nimmt die Mutter sie an der Hand und geht mit ihr fort. Schon bald kann sie an der Grubesmiene der Mutter, ihrer Wortkargheit und angespannten Haltung erkennen, dass es wieder mal soweit ist. Sie treffen den Vater.

Sie treffen ihn in verrauchten Kaffeehäusern. Der Vater beugt sich zur Begrüßung zu ihr hinunter und kneift ihre Nase so kräftig zwischen Zeige- und Mittelfinger, dass ihr vor Schmerz die Tränen in die Augen schießen. Sie windet sich heftig aus seinem Griff. Er tut es jedes Mal.

„Das Kind ist leider wehleidig und hat keinen Sinn für Humor“ stellt der Vater indigniert fest, wenn sie sich losreißt und hinter dem Rücken der Mutter versteckt. Dann zuckt er die Achseln und wendet sich von ihr ab.

Die Mutter und der Vater trinken Kaffee. Sie rauchen eine Zigarette nach der anderen und plaudern zwei Stunden lang über gemeinsame Bekannte, ihre jeweiligen Jobs und die neuesten politischen Ereignisse.

Sie sitzt vor einer Tasse heißer Schokolade, baumelt mit den Beinen, malt in ihrem dicken Malbuch und langweilt sich. Sie hat das Gefühl, eine Strafe abzusitzen.

Bei einem der Treffen sticht sie der Hafer.

„Vati, wie geht's denn deiner neuen Frau?“ fragt sie zum Abschied in aller Unschuld.

Eisiges Schweigen der Erwachsenen.

„Wie konntest du bloß so eine Frage stellen?“ schilt die Großmutter beim Zu-Bett-Bringen.

Die gespenstischen Kaffeehausbesuche dauern bis zu ihrem zehnten Geburtstag. Dann beschließt die Mutter, dass die Tochter nun alt genug ist, um ihren Vater allein zu treffen.

Leider kommt danach kein Termin mehr zustande.

Sechs lange Jahre nimmt der Vater einmal im Monat sein Besuchsrecht bei seiner Tochter in Anspruch. Im Kaffeehaus. Er kneift sie in die Nase und bestellt heiße Schokolade für sie. Er spricht nicht mit ihr.

Erst Jahre später, als sie selbst schon fast erwachsen ist, wird ihr bewusst, dass diese quälenden Zusammenkünfte ihretwegen veranstaltet wurden und nicht, damit sich die Eltern bei Kaffee und Zigaretten ein wenig im Smalltalk üben können.

Kapitel 3

Es war weit nach Mittag, als ich das Besuchsprogramm für Nigeria in einem ersten Rohentwurf fertiggestellt hatte und meine riesige, golden umrandete Computerbrille von der Nase nahm. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und beschloss, am Nachmittag wieder den Tischventilator aufzudrehen. Ich hasse dieses lärmende Unding. Es knallt mir seinen gnadenlosen Luftzug entgegen und verschafft mir im Handumdrehen Kopf- und Nackenschmerzen, die mir tagelang erhalten bleiben. Ich konnte mich daher in diesem vielgepriesenen Jahrhundertsommer, in dem sich alle Welt außer mir in Seen und Freibädern zu tummeln schien, täglich zwischen Schweißausbrüchen und steifem Hals entscheiden. Was für ein Leben!

Im Moment war mir jedoch nicht nur heiß, sondern auch übel. Meine Magennerven zogen sich unter den Küchendünsten zusammen, die noch immer durch mein Fenster krochen.

Ich sah auf die Uhr: schon nach 14.00 Uhr! Kein Wunder, dass ich solch elenden Hunger hatte, nachdem auch mein Frühstück, ein halber Apfel, nicht gerade üppig gewesen war.

Rasch tastete ich mit den Füßen nach meinen apfelgrünen Schühchen, die ich trotz ihres enormen Preises achtlos abgestreift und unter den Schreibtisch geworfen hatte. Ich schlüpfte hinein und stöhnte auf. Die Hitze hatte meine Füße anschwellen lassen und die schicken Riemchen schnitten mir ins Fleisch.

Ich biss die Zähne zusammen und humpelte verdrossen zur Tür.

Auf dem Flur hoffte ich, dass ich weder Trübinger noch sonst irgendeiner Menschenseele begegnen würde. Als ich auf Zehenspitzen an seinem Büro vorbeihuhte, hörte ich

ihn telefonieren. Sie dürfen jetzt nicht denken, dass ich grundsätzlich an anderen Leuten Türen lausche, aber seine Stimme klang derart laut und erregt, dass ich bloß stehen-zubleiben und zu horchen brauchte.

„Du hast wohl ein Rad ab! Wie stellt ihr euch das vor?“ Verglichen mit dieser Wut in seiner Stimme konnte man seinen Tonfall bei unseren täglichen Streitereien als nachgerade liebevoll bezeichnen.

„Ich warne dich, Heinz, wenn ihr glaubt, ihr könnt euer Spiel mit mir noch weiter treiben...“

Mein Magen knurrte derart aufdringlich, dass ich die flache Hand gegen den Bauch presste, um ihn zu beruhigen. In diesem Augenblick begann mein Diensthandy, das ich aus falschverstandenem Pflichtbewusstsein sogar noch in die Mittagspause mitschleppe, in meiner Handtasche zu klingeln. Das Thema von *Mission Impossible* hallte lautstark über den Flur. Ich machte einen Satz weg von Trübingers Tür und begann hektisch zu wühlen. Verdammt noch mal, wo war der kleine Quälgeist? Endlich erwischte ich das Ding und erkannte noch „Mutter“ auf dem Display, ehe ich es abwürgte. Ich hielt den Atem an und lauschte. Nichts mehr zu hören, mein Chef hatte seine Stimme gesenkt oder das Gespräch überhaupt beendet.

Verdammter Scheiß! Dabei war es gerade spannend geworden! Worüber hatte er wohl mit Heinz Heintl gestritten? Ich hatte schon bei verschiedenen Zusammenkünften in den letzten Wochen und Monaten bemerkt, dass eine greifbare Spannung zwischen den beiden Männern herrschte. Eine Spannung, die meine Neugierde nachhaltig geweckt hatte. Nun, ich würde an der Sache dranbleiben! Aber jetzt nichts wie weg!

Ich humpelte um die Ecke und befand mich bereits in der Zielgeraden zum Aufzug, der mich zur Cafeteria bringen sollte, als ich plötzlich zu meinem großen Ärger ausgebremst wurde.

Elvira Schulz, die Sekretärin mit dem verbotenen Sofa, riss die Tür des Waschraums genau in jener Sekunde auf, in der ich daran vorbeistelzte. Nur meinen hervorragenden Reflexen war es zu verdanken, dass ich nicht mit voller Wucht dagegen prallte.

„Jesus Maria und Josef, Frau Dr. Frohsinn! Also, das tut mir schrecklich leid, hab ich Sie erwischt?“

Ihre Stimme war von einer Lautstärke, die noch den Portier in der Eingangshalle vier Stockwerke unter uns aus seinem Stuhl heben musste.

„Nein, nichts ist passiert, aber ich muss...“

Zwecklos. Ich wusste, es gab kein Entrinnen vor der geschwätzigen Sekretärin des UIGZ.

„Aber der kleine Zusammenstoß hat ja auch was Gutes“ fiel sie mir unbekümmert ins Wort, „wir hatten doch schon so lange keine Zeit mehr zu Plaudern! Fesch schauen Sie aus, wie immer!“

„Sie aber auch, Frau Schulz!“ erwiderte ich matt ohne rot zu werden. Dabei war ihre Erscheinung der ihres Sofas nicht unähnlich. Ein mutig geblümtes Sommerkleid, vermutlich aus Acetyl-Ethylen, spannte sich eng um Hüfte, Bauch und einen durchaus eindrucksvollen Busen. Die nackten Füße mit dicker Hornhaut steckten in geflochtenen offenen Pantoffeln. Ich starrte gepeinigt auf die krallenartig ausgewachsenen Zehennägel mit dem abgeblätterten pinkfarbenen Lack und überlegte, ob ich überhaupt noch ein Mittagessen benötigte. Ich riss mich gewaltsam von dem schaurigen Anblick los.

„Was ich Ihnen unbedingt erzählen muss...“ sie legte vertraulich eine schweißfeuchte fleischige Hand auf meinen Unterarm. Pinkfarbene Fingernägel. Sie sah sich nach allen Seiten um und senkte ihre Stimme auf ein für ihre Verhältnisse vertrauliches Raunen, das aber immer noch ein paar Meter über den Gang hallte. Ihr Gesicht war nur ein paar

Zentimeter von meinem entfernt und ich sah die Schweißperlen über den schlecht gezupften Augenbrauen.

„Also, ich muss Ihnen unbedingt etwas erzählen, aber es muss unter uns bleiben! Es handelt sich um den Chef!“

„Um Trübinger?“

Ich sah die Schulz fragend an. Was konnte sie wohl Geheimnisvolles über Leo Trübinger wissen?

„Ja, um den Herrn Dr. Trübinger. Also, das war so. Ich war Sonnabend bei *Bett&Feder* in der Schwarzstraße und kaufte neue Bettlaken für meinen Gatten und mich, weil mein Gatte nämlich immer mit seinen Füßen, also der macht nachts immer solche Bewegungen...“

Mein Blick fiel wieder auf die pinkfarbenen Krallen an ihren Füßen und mein Magen zog sich zusammen. Um keinen Preis wollte ich mir dazu noch die Füße ihres Gatten vorstellen müssen, die an irgendwelchen Laken schabten.

„Ich verstehe, Frau Schulz! Sowas ist natürlich sehr ärgerlich! Aber Sie wollten mir doch von Herrn Trübinger erzählen!“

Sie runzelte kurz die Stirn, weil sie durch meine Unterbrechung den Faden verloren hatte.

„Genau. Also, bei *Bett&Feder* hatten sie nämlich an diesem Tag Bettlaken im Angebot und ich hatte ordentlich zugegriffen. Als ich mit zwei Riesentüten voll mit Laken von *Bett&Feder* rauskam und nach links bog, erkannte ich Herrn Dr. Trübinger. Er stand nur ein paar Meter entfernt von mir, mit einer Frau, sah mich aber nicht.“

Sie hielt inne und holte tief Luft. Ich wurde langsam sehr ungeduldig. Sicher hatte mir jemand in der Cafeteria den letzten Fitness-Salat weggeschnappt, während mir diese Frau hier mit ihrem uninteressanten Geschwätz den letzten Nerv zog.

„Toll, Frau Schulz, das war doch ein wirklich schönes Erlebnis, da kann man schon was erzählen, aber ich muss jetzt wirklich...“

Sie verstärkte den Druck ihrer fleischigen Hand und ich spürte, wie sich die pinkfarbenen Nägel in mein Gelenk bohrten. Sie senkte ihre Stimme weiter, so dass sie allerhöchstens noch drei bis vier Meter zu hören war.

„Aber das war doch noch nicht alles! Also, der Herr Dr. Trübinger sah mich deshalb nicht, weil er in einer Diskussion mit dieser, übrigens sehr sonderbar aussehenden Frau verwickelt war. Die Frau kam mir riesengroß vor. Sie trug knallenge schwarze Hosen und schwarze, hochhackige Stiefel und Sie wissen doch, wie heiß es Sonnabend war! Sie hatte wallendes schwarzes Haar, war extrem stark geschminkt und trug um den Hals eine dicke goldene Kette mit einem riesigen goldenen Panther dran. Irgendwie sah sie bedrohlich aus. Die beiden gestikulierten heftig und redeten aufeinander ein. Sie standen zuerst vor einer Eingangstür. Dann stieß die Frau Herrn Dr. Trübinger mit beiden Händen gegen die Brust, so dass er mitten auf den Gehsteig taurmelte. Er hob die Hände, als hätte sie ihm eine Pistole angesetzt und redete beschwichtigend auf sie ein. Die Leute, die vorbeigingen, starrten sie neugierig an, manche blieben auch stehen.

Langsam begann ich, Gefallen an der Story zu finden. Und die Schilderung der Frau kam mir sonderbar bekannt vor.

„Und was passierte dann?“

„Also, ich kam immer näher, denn ich musste die Straße rauf zur U-Bahn. Als ich knapp hinter seinem Rücken war, hörte ich Dr. Trübinger etwas sagen. Dann dreht er sich abrupt um, sah mich nicht rechtzeitig und rannte mich fast über den Haufen. Er hatte einen irren Blick und sein Gesicht war so lila wie eine Pflaume, ich übertreibe nicht, Frau Dr. Frohsinn!“

Ich nickte. Dieser Beschreibung konnte ich sehr gut folgen.